

# Der Rache getreu!

Eine Episode aus den Farnerkämpfen mit den Sioux-Indianern,  
erzählt von G. Graef.

(5. Fortsetzung.)

„Was ist es denn, das Ihr gesehen habt, Karl?“ fragte Fritz, dessen Aufmerksamkeit bei der Mitteilung seines Gefährten noch mehr erregt wurde.

„Wird sich schon zeigen,“ antwortete Karl Brodad kurz. „Ihr braucht nur zu Boden zu sehen, denn wir sind zur Stelle.“

Ein leiser Fluss kam unwissentlich dem jungen Mann über die Lippen, als er hier wieder die Abdrücke der Hufe eines einzelnen Pferdes entdeckte. Er ging denselben nach, doch führten sie ihn zu weit in den Wald hinein, so daß er wieder zu Brodad zurückkam und nun der andern Richtung nach der Spur folgte. Diefelbe ging in gerader Richtung auf die Hauptfährte los, hörte aber plötzlich auf, ehe diese erreicht war.

„Daraus mag der Teufel klug werden,“ weiterte nun Fritz Bauer los, während er sich unwirksam den Kopf kratzte. „Ich will verdammt sein, wenn uns die Burschen da nicht eine Rufe zu machen gegeben haben, an der wir uns ordentlich die Zähne ausbeissen können.“

„So glaubt Ihr, daß diese Fährte mit der Hauptspur in Zusammenhang steht, trotzdem sie gar nicht an diese herankommt?“

„Das ist eine Frage, auf die ich keine Antwort weiß,“ entgegnete Fritz. „Wenn ich annehme, daß beide zusammengehören, so muß ich auch nachweisen können, wo diese Fährte von der andern abweicht. Das kann ich aber nicht. Nehme ich an, daß diese Spur nur zufällig hier ist, so kann ich wieder nicht nachweisen, woher sie kommt. Die Fußtritte zeigen doch offenbar, daß sie von der Fährte abfliegen. Wie aber kommen sie dorthin? Blühschneit, wie aus der Luft geschneit, sind sie da.“

„Willens, dem die Untersuchung so lange gedauert hatte, war den Gefährten gefolgt, ließ ebenfalls auf die neue Fährte und hatte die letzten Worte, welche Fritz gesprochen, gehört und kam nun heran.“

„Lassen wir es dabei, Freunde,“ sprach er, „denn mit dieser fruchtlosen Untersuchung verlieren wir nur wertvolle Zeit. Wir wollen deshalb weiter, vielleicht erklärt sich dieser Vorfall später von selbst.“

Wenn auch Fritz Bauer nur ungern seine Zustimmung hierzu gab, so war er es schließlich doch zufrieden, da er keinen andern Ausweg fand. Karl Brodad ritt schon wieder in der ihm zugetheilten Richtung weiter und so bestiegen sich auch die beiden andern, um wieder auf ihre Posten zu kommen.

In der früheren Weise ritten nun unsere Freunde wieder dahin. Fritz, der die Richtung angab, hielt sein Pferd so möglichst ruhig ein, um die verlorenen Zeit wieder einzulösen. Dabei aber verstaumte er nicht, seine volle Aufmerksamkeit der Fährte und der nächsten Umgebung zuzuwenden. Kein Baum, kein Strauch und kein abgefallenes Ast, kein abgerissenes Blatt entging seinem scharfen Auge. Ueberall hin schweifte sein Blick und rasch war die Prüfung, wenn der Zufall ihm derartige Gegenstände in den Weg führte.

Wieder ging es lange Zeit ohne Ausernsthun weiter. Da hielt Fritz plötzlich wieder sein Pferd an und gleichzeitig erklang der Schrei des Spekers von der Seite her, auf welcher sich Brodad befand.

„Sofort eilen die Gefährten dorthin.“

„Hier befinden sich wieder die Abdrücke von Pferdehufen, wie wir sie vorhin gesehen haben!“ rief Brodad ihnen schon von weitem zu. „Dieses Mal aber sind es zwei Pferde gewesen.“

Alle drei folgten der neuen Spur in der Richtung auf die alte Fährte und fanden, daß auch diese wieder in ziemlicher Entfernung davon ihren räthselhaften Anfang nahm.

„Hofft es der Teufel, ich kümmere mich nicht mehr weiter darum,“ schimpfte Fritz, dem es äußerst unangenehm war, daß er, als fündigster Kundschafter, keine Erklärung hierfür geben konnte. „Vorwärts, Freunde, wir reiten weiter.“

„Schnell eile jeder wieder auf seinen Posten und mit unvermindertem Eifer!“

„Was ist es denn, das Ihr gesehen habt, Karl?“ fragte Fritz, dessen Aufmerksamkeit bei der Mitteilung seines Gefährten noch mehr erregt wurde.

„Wird sich schon zeigen,“ antwortete Karl Brodad kurz. „Ihr braucht nur zu Boden zu sehen, denn wir sind zur Stelle.“

Ein leiser Fluss kam unwissentlich dem jungen Mann über die Lippen, als er hier wieder die Abdrücke der Hufe eines einzelnen Pferdes entdeckte. Er ging denselben nach, doch führten sie ihn zu weit in den Wald hinein, so daß er wieder zu Brodad zurückkam und nun der andern Richtung nach der Spur folgte. Diefelbe ging in gerader Richtung auf die Hauptfährte los, hörte aber plötzlich auf, ehe diese erreicht war.

„Daraus mag der Teufel klug werden,“ weiterte nun Fritz Bauer los, während er sich unwirksam den Kopf kratzte. „Ich will verdammt sein, wenn uns die Burschen da nicht eine Rufe zu machen gegeben haben, an der wir uns ordentlich die Zähne ausbeissen können.“

„So glaubt Ihr, daß diese Fährte mit der Hauptspur in Zusammenhang steht, trotzdem sie gar nicht an diese herankommt?“

„Das ist eine Frage, auf die ich keine Antwort weiß,“ entgegnete Fritz. „Wenn ich annehme, daß beide zusammengehören, so muß ich auch nachweisen können, wo diese Fährte von der andern abweicht. Das kann ich aber nicht. Nehme ich an, daß diese Spur nur zufällig hier ist, so kann ich wieder nicht nachweisen, woher sie kommt. Die Fußtritte zeigen doch offenbar, daß sie von der Fährte abfliegen. Wie aber kommen sie dorthin? Blühschneit, wie aus der Luft geschneit, sind sie da.“

„Willens, dem die Untersuchung so lange gedauert hatte, war den Gefährten gefolgt, ließ ebenfalls auf die neue Fährte und hatte die letzten Worte, welche Fritz gesprochen, gehört und kam nun heran.“

„Lassen wir es dabei, Freunde,“ sprach er, „denn mit dieser fruchtlosen Untersuchung verlieren wir nur wertvolle Zeit. Wir wollen deshalb weiter, vielleicht erklärt sich dieser Vorfall später von selbst.“

Wenn auch Fritz Bauer nur ungern seine Zustimmung hierzu gab, so war er es schließlich doch zufrieden, da er keinen andern Ausweg fand. Karl Brodad ritt schon wieder in der ihm zugetheilten Richtung weiter und so bestiegen sich auch die beiden andern, um wieder auf ihre Posten zu kommen.

In der früheren Weise ritten nun unsere Freunde wieder dahin. Fritz, der die Richtung angab, hielt sein Pferd so möglichst ruhig ein, um die verlorenen Zeit wieder einzulösen. Dabei aber verstaumte er nicht, seine volle Aufmerksamkeit der Fährte und der nächsten Umgebung zuzuwenden. Kein Baum, kein Strauch und kein abgefallenes Ast, kein abgerissenes Blatt entging seinem scharfen Auge. Ueberall hin schweifte sein Blick und rasch war die Prüfung, wenn der Zufall ihm derartige Gegenstände in den Weg führte.

Wieder ging es lange Zeit ohne Ausernsthun weiter. Da hielt Fritz plötzlich wieder sein Pferd an und gleichzeitig erklang der Schrei des Spekers von der Seite her, auf welcher sich Brodad befand.

„Sofort eilen die Gefährten dorthin.“

„Hier befinden sich wieder die Abdrücke von Pferdehufen, wie wir sie vorhin gesehen haben!“ rief Brodad ihnen schon von weitem zu. „Dieses Mal aber sind es zwei Pferde gewesen.“

Alle drei folgten der neuen Spur in der Richtung auf die alte Fährte und fanden, daß auch diese wieder in ziemlicher Entfernung davon ihren räthselhaften Anfang nahm.

„Hofft es der Teufel, ich kümmere mich nicht mehr weiter darum,“ schimpfte Fritz, dem es äußerst unangenehm war, daß er, als fündigster Kundschafter, keine Erklärung hierfür geben konnte. „Vorwärts, Freunde, wir reiten weiter.“

„Schnell eile jeder wieder auf seinen Posten und mit unvermindertem Eifer!“

„Schnell eile jeder wieder auf seinen Posten und mit unvermindertem Eifer!“

überstiegen haben. So wollen wir uns jetzt erst stärken und dann sofort weiter reiten.“

Die Satteltaschen wurden den Pferden abgenommen, der Proviant daraus hervorgezogen und unsere Freunde füllten sich wieder von dem, was sie mitgebracht hatten. Aber nur kurze Zeit ließ ihnen Willens, dann rief er die Freunde wieder auf und eilig ging es weiter.

Noch mehrmals rief Brodad herüber, daß er wieder und wieder vor einer neuen Fährte halte, aber die Freunde kümmerten sich nicht weiter darum und ohne Aufsehen wurde der Marsch fortgesetzt.

Gegen Abend war der Rand des Urwaldes erreicht, eine ziemlich breite Grasfläche lag davor, welche von einem Wasserlauf durchschnitten wurde. Jenseits der Grasfläche, welche vor den Blicken unserer Freunde sich ausdehnte, mußte tiefer und sandiger Boden sein, denn jede Vegetation hörte dort auf. In weiter Ferne begrenzte ein Hügelzug den Ausblick.

In Betrachtung dieses sich bietenden Bildes war Fritz Bauer am Rande des Waldes halten geblieben. Willens und Brodad ritten zu ihm heran, da eine Trennung hier, auf der freien Fläche, keinen Zweck mehr hatte.

„Hier hat die Fährte ihr Ende gefunden,“ sprach Fritz, als seine Freunde neben ihm hielten. „Wir werden jetzt uns ganz allein auf unser gutes Glück verlassen müssen, wenn uns nicht der Zufall als Beweiser dient.“

„Wie mag das kommen, daß die Fährte nur reicht, so weit die Bäume stehen?“ fragte Brodad, der zwar auch sein ganzes Leben in der Wildnis zugebracht hatte, aber doch nicht so mit allen Einzelheiten derselben vertraut war. Er war selten weit von der Ansiedlung seines Vaters entfernt gewesen und hatte deshalb wenig oder gar keine Gelegenheiten, die Natur und die Geheimnisse der Wildnis selbst kennen zu lernen.

Willens aber, der früher als Händler von Ansiedlung zu Ansiedlung gezogen war, selten seine Nächte zwischen den Wänden eines Blockhauses zugebracht hatte, war mit allen Umständen genau vertraut. Besah er auch nicht das scharfe Auge und die rasche Auffassung, wie sie Fritz Bauer sein eigen nannte, so entdeckte doch sein Wissen und sein Urtheil nicht an Grundlosigkeit.

„An Willens hatte Brodad hauptsächlich diese Frage gerichtet und bereitwillig gab ihm dieser Auskunft.“

„Aus dem Wasser steigt Abends der Dunst auf. Die Burschen haben sich bei ihrer Flucht darnach gerichtet, daß sie diesen Grasboden kreuzten, ehe der Nebel eingetreten war. Ueber Nacht senkt sich der Nebel auf das Gras und wenn am anderen Morgen die Sonne erscheint und den Thau aufsaugt, stehen gleichzeitig auch die niedergetretenen Grashalme wieder auf. Daher kommt es, daß die Fährte hier verstopft und für uns untenlich geordnet ist.“

„So ist's,“ bestätigte Bauer. „Es ist nun unsere Aufgabe zu suchen, ob und wo wir die Fährte wiederfinden. Da aber in aller Kürze die Dunkelheit eintreten muß, werden wir wohl hier die Nacht verbringen müssen, um dann morgen früh von hier aus weiter zu suchen.“

„Damit bin ich einverstanden,“ antwortete Willens als Führer. „Ich denke aber, wir gehen wieder mehr in den Wald zurück, da wir dann wenigstens nicht so leicht über die freie Fläche herüber gesehen werden können.“

Ein Widerspruch hiergegen erfolgte nicht und schweigend ging Willens voran, gefolgt von seinen Gefährten, um eine für die Nacht geeignete Stelle auszuwählen. Eine solche war bald gefunden und dann wurden die nöthigen Vorbereitungen schnell getroffen, da es unter den Bäumen schon fast dunkel war.

Neue Kämpfe.

Still und ruhig lag der majestätische Urwald in tiefer Ruhe da. In den riesigen Bäumen bewegte der Nachwind leise die Blätter der Ahornen, welche das Schlummerlied über den in ihrem Schutze ruhenden Schlafnern sangen. Kein anderer Laut störte die Stille der Nacht, nur zeitweise knirschte das trockene Holz, welches den Feuer als Nahrung diente, an welchem unsere Freunde ihre Ruhe hielten.

Willens hatte die Wade. Die Nacht war bereits fast vorgeschritten und der nahe Morgen brachte vom Wasser herüber eine empfindliche Kühle. Obwohl Willens eifrig das Feuer schürte, kühlte er sich doch fröhlich in seine Dede ein.

Wieder verhartete er nun so eine Weile, da aber die Kühle noch mehr zunahm, zerschaltete Willens das Feuer, daß die Flamme hochaufschlug, dann aber leute er neues Holz nach. Eben wollte er seinen Körper wieder vom Feuer zurückziehen, da knallte ein Schuß. Willens ins Feuer schlug die Kugel ein und Willens wurde von brennendem Holz und glühenden Funten überschüttet. Für einen Augenblick umhüllte ihn der aufsteigende Rauch, welchen aber der vom Wasser herüber streichende Wind rasch wieder zertheilte.

„Das war jedenfalls nicht in freundschafter Absicht — liegen bleiben! Keiner rührt sich, so lieh euch euer Leben!“

Willens hatte sich in seinem Selbstgespräch unterbrochen, als er sah, daß seine Gefährten sich erheben wollten.

Dies lagen so im Gebüsch verborgen und so tief im Schatten, daß ein nachspürender Feind dieselben unmöglich bemerken konnte, wenn er nicht dicht davor stand.

Im Augenblick als der Schuß fiel, ehe noch der ihn umhüllende Rauch ganz verschwunden war, hatte Willens Dede und Hut von sich geworfen und war, am Boden hinstreichend, hinter einen Baumstamm geeilt, in dessen Schatten er sich niederkauerte.

Raum hatte Willens diese Stellung eingenommen, als ein zweiter Schuß fiel, der, besser gezielt als der erste, die Dede getroffen und in ihrer Lage verhaselt hatte.

„Nicht gerührt, Freunde, haltet euch aber bereit!“ rief Willens die Gefährten zu. Eine Antwort kam nicht, wohl aber bemerkte er eine leise Erschütterung in den Fellen des Gebüsches, ein Zeichen, daß die Gefährten ihn gehört hatten und seine Anordnungen befolgten.

Mit raschem Blick hatte Willens sich davon überzeugt, dann aber seine Aufmerksamkeit wieder der weiteren Umgebung zugewendet. Er strengte seine Augen bis auf's äußerste an, um das Dunkel des Waldes zu durchdringen, doch nirgends blieb sein Blick haften, nichts erregte sein Mißtrauen.

„Es wäre doch ganz unglücklich, wenn die Hasanten sich damit begnügten, ihre Schiffe abzufeuern, ohne sich von ihrem Erfolg zu überzeugen,“ murmelte Willens leise vor sich hin. „Jedenfalls — halt, was ist das dort?“

Bewogen sich da nicht, von zwei verschiedenen Seiten, zwei dunkle Schatten an der Erde? Es sah aus, als ob es Thiere des Waldes wären, die, angelockt durch das Feuer, herankamen, um nach Nahrung zu suchen. Sie kamen gerade auf das Feuer zu, langsam, ganz langsam, Schritt für Schritt, leise und schweigend.

Willens sah es und blinnte scharf hinüber. Noch aber waren die Gestalten zu weit ab, so daß er die Umrisse nicht genau erkennen konnte. Da leuchtete das Feuer plötzlich wieder heller auf, ein Strahl mochte hinüber gefallen sein nach der Willens Seite am nächsten befindlichen Gebüsch und dort bligte es verächtlich auf.

„Aha, Schurken, nun seid ihr erkannt,“ freute sich Willens leise, „kommt nur heran, euch soll das Schießen schon vergehen. Kommt nur näher, immer dicht her.“

Während er hielt die beiden Gestalten inne, gleichsam wie auf Kommando legten sie sich zur Erde nieder und verharrten dort, dicht an diese geschmiegt. Lange Zeit blieben sie in dieser Stellung liegen, und schon fürchtete Willens, daß das immer wache Mißtrauen der Indianer, denn solche mußten es unter jeder Bedingung sein, durch irgend einen Umstand geweckt worden wäre und daß sie sich plötzlich zur Flucht wenden würden, wo dann an eine Verfolgung nicht mehr zu denken war.

Diese Befürchtung zeigte sich aber bald darauf als grundlos. Die beiden Gestalten richteten sich unerwartet in ihrer vollen Größe auf und kamen nun schneller Schritts auf das Feuer zu.

„Sioux! Hetan, Freunde! Werft euch auf die Hunde!“ rief Willens mit Donnerstimme, daß es laut durch den Wald schallte. Gleichzeitig sprang er hinter dem Baum hervor und warf sich mit hochgeschwungener Büchse dem ihm zunächst befindlichen Indianer entgegen.

Dieser erwartete seinen Angreifer. Nur einen Augenblick hatte ihn das plötzlich veränderte Bild des eben noch so ruhigen Lagers verblüfft, dann aber stand er festen Fußes und wehrte mit seinem Tomahawk die wütenden Streiche ab, welche Willens führte.

Doch nicht lange begnügte sich der Sioux lediglich mit der Vertheidigung, dann ging er seinerseits zum Angriff vor. Willens bereute, daß er nicht vorher sein Jagdmesser aus dem Gürtel gezogen, jetzt war es zu spät dazu, denn er mußte dem Sioux seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden und durfte keinen Moment den Schaft seiner Büchse fahren lassen, wenn nicht der Indianer augenblicklich diese Waffe benutzen sollte.

Mit einer Behendigkeit, wie sie Willens selten gesehen, wich der Sioux allen nach ihm geführten Streichen aus. Dabei aber umtreifte er fortwährend den jungen Mann in gebückter Stellung und suchte unter der ihm vorgehaltenen Büchse denselben an dem Leib zu kommen, oder doch ihm wenigstens von unten die Büchse aus der Hand zu schlagen.

Willens merkte wohl, daß er gegen die aufgeregten Bewegungen der Rothhaut nicht ankommen konnte, mit Schreien riefte er aber auch, wie ihm bei diesem ungleichen Kampfe die Kräfte nach und nach verliefen. Von den Freunden erwartete er keine Hilfe, da er hörte, wie diese selbst im Handgemenge mit dem andern Indianer waren. Sehen konnte er nichts davon, da er seinen Gegner nicht aus den Augen lassen durfte.

Da holte plötzlich der Sioux zu einem kräftigen Schlage mit seinem Tomahawk von oben her aus. Willens, der sich bisher nur auf die Abwehr der Schläge von unten beschränkt und in seiner Vertheidigung eingerichtet hatte, kam diese Veränderung des Angriffs völlig unerwartet. Schon schwebte die gefährliche Waffe über seinem Haupte, da gelang es ihm noch im letzten Augenblick, seine Büchse hoch zu bringen. Das Beil des Indianers traf mit

voller Wucht den eisendeschlagenen Kolben der Büchse, so daß der Stiel brach und das Beil davon flog. Im nächsten Moment lag aber auch schon der Indianer mit zerschmettertem Schädel am Boden.

So gewaltig die Anstrengungen waren, denen Willens sich bei diesem Kampfe aussetzen mußte, und so mächtig auch seine Brust arbeitete, er zeigte doch keinen Moment, nun den Freunden zu Hilfe zu eilen. Dies war jedoch bereits zu spät. Willens kam eben noch recht, um zu sehen, wie Fritz Bauer, beide Arme fest um den Leib des Indianers geschlungen, mit diesem rang, während Brodad ihm mehrmals sein breites Jagdmesser in die Seiten steckte. Damit war auch hier der Kampf beendet.

„Der Bursche hat mir warm gemacht,“ meinte Willens, sich den Schwitz von der Stirn wischend, „und ich glaube, daß auch ihr ein böses Stück Arbeit gehabt habt, denn dieser andere Hasante besitzt ebenfalls einen riesigen Körperbau.“

„Das will ich meinen,“ antwortete Fritz, Schaft und Kolben seiner Büchse untersuchend, mit welcher er mehrfach Hiebe ausgehört hatte. „Die Frage wird nun sein, was wir mit den Leichen anfangen.“

„Nichts,“ versetzte Willens, „sie bleiben liegen, wo sie sind, den Thieren des Waldes zum Fraß. Ein christliches Begräbniß verdienen diese Schandbuben nicht. Es werden mit ihnen noch viele andere das gleiche Loos theilen, die unsere Rache, die wir ihnen geschworen haben, befriedigt ist.“

„Nun, dazu sind wir ja jetzt im besten Zuge,“ warf Brodad ein. „Ich bin aber der Meinung, daß wir uns bald wieder auf den Weg machen, da an Weiterreisen jetzt doch nicht mehr zu denken ist.“

„Aber nicht, ohne daß wir vorher unsere weiteren Schritte beraten haben,“ antwortete Willens. „Wir muß, daß jetzt entweder die Kunststücke der Indianer in der Vertheidigung ihrer Fährte erst recht beginnen werden, oder wir befinden uns in der Nähe des uns gelegenen Hinterballes.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der erste Löwenbändiger.

So ungeheure Fortschritte die Neuzeit auf manchem Gebiete im Vergleich mit dem Alterthum aufzuweisen hat, so wäre es doch ganz falsch, wenn man glaubte, auch in der Thierbeziehung sei sich überlegen. Die Gerechtigkeit gebietet vielmehr, offen einzugeben, daß wir von den Alten in dieser Beziehung noch manches lernen können.

Von jeher muß es einen unsagbaren Reiz auf den Menschen ausgeübt haben, gerade den wildsten Bestien gegenüber seine Intelligenz walten zu lassen und sie zu gefügigen Werkzeugen seines Willens zu machen. Bisher nahm man gewöhnlich an, daß der Karthager Hanno den Ruhm des ersten Löwenbändigers verdiente. Denn von ihm erzählt Plinius: „Hanno, einer der berühmtesten Karthager, soll der Erste gewesen sein, der einen Löwen mit der bloßen Hand lenkte und gekniet vorzuleite; allein seine Kunst belam ihm übel, denn er wurde berührt, weil man meinte, der Paffe schlecht an die Spitze eines freien Volkes, dem es so leicht gelang, die wildesten Geschöpfe zu Sklaven zu machen.“

Die Priorität Hannos wird man jedoch stark bezweifeln, wenn man sieht, daß schon vor ihm die Alten von afrikanischen Völkern ähnliche Dinge als etwas Bekanntes berichteten. So heißt es zum Beispiel:

„Die Maurer, das heißt die Einwohner von Mauritanien, ziehen öfters in ihren Häusern junge Löwen auf, und diese verstehen die Worte wie Hausknecht.“

Hieraus kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Zähmung von Löwen in Afrika nicht erst von Hanno datirt. Diese Annahme wird zur Gewissheit durch die Forschungen von Johannes Dümichen, der auf Grund der Darstellungen ägyptischer Bilder folgendes schreibt:

„Die alten Ägypter verstanden nicht bloß den Gepard, sondern sogar den Löwen zu zähmen und ihn zur Jagd sich dienlich zu machen. Auf vielen Bildern sehen wir den Herrscher, wie er mit Speer und Lanze der Thierkönig entgegenritt, und vernehmen, daß Amenophis der Dritte sich rühmt, in den ersten zehn Jahren seiner Regierung nicht weniger als 110 Löwen erlegt zu haben; auf anderen finden wir Darstellungen des Königs und eines Löwen, der gemeinschaftlich mit ihm gegen die anrückenden Feinde kämpft. So zum Beispiel ist der König Ramses der Große in den nubischen Felsenreliefs von Derr und Abu Simbel abgebildet in Begleitung eines ihm zur Seite kämpfenden Löwen, und die überlieferten zur Erläuterung des Bildes dienende hieroglyphische Inschrift lautet: „Der Löwe, Begleiter Seiner Majestät, reißt in Stücke seine Feinde.“

Ramses der Große, der vor mehr als 3000 Jahren lebte, muß demnach als erster Löwenbändiger bezeichnet werden. Er konnte bereits Dreifur-Erfolge aufweisen, die ihm keiner von unseren Dreifurern nachmachen kann. Denn einen Löwen zum Miststreiter im

Kampfe gegen Feinde zu erziehen, ist sicherlich der Gipfel der Zähmung.

Aber auch eine Dame ist, wie ich vermuthen möchte, dem Karthager Hanno zuvorgekommen.

Den alten Griechen zur Zeit Homers war die Zähmung von wilden Bestien noch etwas Unbekanntes. Deshalb machte die Bändigung des kassianischen Wölfens durch Medea auf sie einen so gewaltigen Eindruck, daß sie in ihr eine Räuberin erblickten. Da alles Außergewöhnliche nur mit Hilfe der Götter oder übermenschlicher Kräfte möglich war, so ist dieser Gedankengang etwas sehr Nahelegendes. Mit der „Räuberin“ Circe verhält es sich genau ebenso. Den Kernpunkt dieses Mythos bildet ein Abenteuer, das ein Seefahrer am Hofe einer afrikanischen Königin erlebte. Diese afrikanische Königin Circe ist aber eine Löwenbändigerin, was deutlich aus der Schilderung des Dichters hervorgeht. Es heißt nämlich dort:

Und sie fanden im Thal des Gebirgs die Wohnung der Rieche, Von reibenden Steinen, in weitem schauender Segend.

Nun umwandelten rings Bergwüste und mächtige Lössen, Durch die verblichenen Säfte der mächtigen Rieche bezaubert. Diese Sprüche nicht wild auf die Mäurer, sondern sie fliegen Schmeicheln an ihnen empor mit lanzen wehenden Schwänzen. Also umwebeln die Hunde den Hausherrn, wenn er vom Schmause Wiederkehrt; denn er bringt beständig ledere Beissen:

Also umwebeln sie starklaunige Löwen und Wölfe, Aber sie fürchten sich vor den schrecklichen Ungeheuern.

Nach zu unseren Zeiten wird ja ganz Aehnliches berichtet, zum Beispiel, daß der Herrscher von Dahomey oder der Sultan von Marokko einen Gesandten empfangt, wobei ihm als Fußfüßen ein ausgewachsener Löwe dient.

Auch sonst weiß übrigens das Alterthum über eine Menge von gezähmten Löwen zu berichten. Melian schreibt: „Am Lande Elyma liegt ein Tempel des Amonis, worin jagde Löwen gehalten werden, welche die Bescheidnen mit Liebeslungen bewillkommen. Sie kommen zum Freuen, wenn sie gerufen werden, und erkennen sich höflich, sobald sie gesättigt sind.“

Kerner heißt es bei ihm: „In Indien gibt es gewaltig große Löwen, die äußerlich grimmig sind und eine schwarze Wölfe haben. Jung aufgezogen, können sie aber so zahm werden, daß man sie zur Jagd auf Rehe, Hirsche, Wildschweine, Stiere und wilde Esel benutzen kann.“

Ganz Besonderes leisteten auf diesem Gebiete die römischen Kaiser. So berichtet Dio Cassius von Caracalla folgenden:

„Der römische Kaiser Antoninus Caracalla hielt sich mehrere jahre Löwen und hatte sie immer bei sich. Am liebsten hatte er den einen, welchen er Acanaces nannte und oft vor allen Leuten führte. Dieser pflegte mit ihm zu speisen und sich auf seinem Ruhebette zu lagern. Ebe der Kaiser ermordet wurde, wollte ihn der Löwe vor der Gefahr warnen und hielt ihn, als er auszugehen wollte, am Arme so fest, daß dieses sogar gerübt, aber Antoninus abtete der Warnung nicht.“

Aehnliches Zeitvertreib leistete sich Helioagabal. Nach Aelius Lampridius hielt dieser Löwen vor seinen Wagen spannen und sagte, er wäre die Göttin Cybele. Was aber noch mehr sagen will, er spannte auch Tiger vor seinen Wagen und sagte, er wäre Bacchus.

Alle Kunststücke, die unsere Bändiger vorzuführen, das Hineinleiten des Kopfes in den Löwenrachen u. s. w., sind den Alten bereits bekannt gewesen.

Auf diesem Gebiete sind uns also die Alten unabweislich überlegen. Sie haben den afrikanischen Eselen und den Hönenbunden gezähmt, was uns bisher noch nicht gelungen ist, sie haben Hunderte von ausgewachsenen Löwen eingefangen, was wir ihnen erst jetzt nachmachen wollen. Wie sollte es auch anders sein? Dem mit der Zeit gehenden Kulturmenschen folgt vor allen Dingen die Geduld und sagen wir, der nur auf das Eine gerichtete Stumpfsein, wodurch die Naturwölter so wunderbare Erfolge erzielen.

Deshalb wird man auch behaupten können, daß Leistungen wie das Ablichten des Löwen zur Jagd oder gar, wie Dümichen von Ramses berichtet, seine Abichtung als Miststreiter im Kampfe gegen die Feinde schierlich niemals wieder nachgemacht werden können. Der erste historische Löwenbändiger wird also auch in Bezug auf Erfolge der „erste“ bleiben.

Herr Morgan macht noch immer Ankäufe von Kunstwerken in Europa. Warum sollte er auch nicht? Die Leute, die von ihm Stahle und andere Utensilien gekauft haben, werden sich allerdings einfinden müssen.

Einem Einblick in die Frühreise unseres Nachdruckes gewährt das Heftungsheft im Nordhäuser Generalanzeiger vom 24. October: „Junges Handwerkermeister, 2 Jahre alt, evangelisch, dem es an passender Damenbekleidung fehlt, wünscht gewisses Heirath mit jungem Mädchen bis zu gleichem Alter oder Witwe in Verbindung zu treten.“ Geschiedlich ist eine solche Ehe natürlich nicht gestattet.

Liebenswürdigkeit ist die Grazie des Verstandes.